

VANESSA DIFFENBAUGH
Weil wir Flügel haben

Vanessa Diffenbaugh

Weil wir Flügel haben

Roman

Deutsch von Karin Dufner

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»We Never Asked For Wings« bei Ballantine Books, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Vanessa Diffenbaugh

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Limes in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright dieser Ausgabe © 2019 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Angela Troni

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotive: Getty Images: G. Dagli Orti/De Agostini Picture Library;

De Agostini Picture Library

AF • Herstellung: wag

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0524-1

www.blanvalet.de

Für Donovan, Tre'von, Graciela und Miles

*Und im Gedenken an
Sharon Renee Higgins, 1991-2011*

In einer Legende aus dem Himalaja heißt es,
es gebe wunderschöne weiße Vögel,
die ihr ganzes Leben im Flug verbringen.
Sie werden in der Luft geboren,
müssen fliegen lernen, weil sie sonst abstürzen,
und sie sterben auch im Fliegen.
Vielleicht wurdest du ebenso hineingeboren
in ein solches Leben,
in dem sich plötzlich eine Falltür auftut.

Jennifer K. Sweeney, »In flight«

Es war noch nicht zu spät zum Umkehren. Eine Viertelstunde nach Mitternacht fuhr Letty durch den Nebel und hielt dabei Ausschau nach den Schildern der Ausfahrten, die jedes Mal ohne Vorwarnung vor ihr auftauchten. Wieder und wieder versuchte sie sich endlich zu der Entscheidung durchzurichten, von der Schnellstraße abzubiegen und den Weg zurückzufahren, den sie gekommen war. Doch bei jeder gerade mal einen Sekundenbruchteil andauernden Gelegenheit zögerte sie wieder einen Augenblick zu lang. Die Ausfahrten zogen an ihr vorüber, und ihr blieb nichts als eine Nebelwand und die Flasche mit Wasser und Tequila, die sie weiter antrieben – vorbei an San José, Los Banos, Coalinga und durch die säuerliche Dunstglocke über den riesigen Rinderställen von Harris Ranch. Sie beschleunigte weiter und weiter, bis sich selbst die schmale gelbe Linie, der sie nun schon seit über dreihundert Kilometern folgte, in einen weißen Schmierstreifen verwandelte.

Sie hatte ihre Kinder allein gelassen.

Es war keine Absicht gewesen, sagte sie sich, als ob sie sich dadurch weniger strafbar gemacht hätte. Im Grunde stimmte es ja auch, es war alles ganz schön schnell gegangen, zu schnell, als dass sie noch einen klaren Gedanken hätte fassen, die beiden aufwecken oder sie gar mitnehmen können. Beim Nachhausekommen hatte sie ihre beiden Kinder schlafend in ihren Betten vorgefunden. In einer leeren Wohnung,

auf dem Küchentresen eine hastig hingekritzelte Nachricht. Nachdem sie den Zettel gelesen hatte, hatte sie Panik ergriffen. Daraufhin hatte Letty das Erstbeste getan, was ihr eingefallen war. Sie hatte ihren Namen unter die Zeilen gesetzt und war sofort wieder zur Tür hinausgelaufen.

Luna, ihre Jüngste, schlief meist diagonal im Bett. Letty malte sich aus, wie sie sich gerade quer auf ihrem gemeinsamen Bett ausstreckte und in der Dunkelheit nach ihrer Mutter tastete. Sicher waren Lunas Hände kalt, und ihre Decke lag als zusammengeknüllter Haufen auf dem Fußboden. Auf der anderen Seite des Zimmers schnarchte Alex leise in seinem kleinen Bett am Fenster. Oder er redete im Schlaf, ein von wissenschaftlichen Begriffen durchsetztes Gebrabbel, das außer Letty noch nie ein Mensch gehört hatte. Niemand, nicht einmal Alex selbst, glaubte, dass er es wirklich tat.

»Ich bin zurück, bevor ihr aufwacht«, flüsterte Letty und wünschte, es wäre so.

Aber mit jedem Kilometer entfernte sie sich weiter von den beiden.

Am Fuß der Tahachapi Mountains kippte Letty den Rest des mit Wasser gestreckten Tequilas aus dem Fenster und spähte in die Nacht hinaus. Ein Stück entfernt rumpelte ein Greyhound-Bus auf die mexikanische Grenze zu. Er zog an ihrem pochenden Herzen wie ein an der Stoßstange befestigtes Seil. Früher hätte sie das Seil durchgeschnitten und wäre in die entgegengesetzte Richtung geflohen. Doch das war lange her. Nach einem Leben voller Fehler hatte sie endlich eingesehen, wovon alle um sie herum längst überzeugt waren: dass sie es nicht schaffen würde, dass sie unfähig war. Deshalb hatte sie schon vor geraumer Zeit die Verantwortung für ihr Leben dem einzigen Menschen übergeben, der in der Lage war, die Katastrophe abzuwenden.

Sie brauchte ihre Mutter.



I



Die Ränder der Matratze sackten ein, als Alex sich hinsetzte. Luna hatte sich zu einer Kugel zusammengerollt und tat das selbe wie immer, wenn sie vortäuschen wollte, dass sie noch schlief. Sie kniff die Augen fest zusammen und zog die Mundwinkel nach unten, weil Alex ihr einmal erzählt hatte, dass sie lächelte, wenn sie sich schlafend stellte, weshalb sie es nun in die andere Richtung übertrieb. Lange schwarze Haarsträhnen waren ihr aus den Zöpfen gerutscht und hatten sich in ihren goldenen Ohrringen verheddert. Ein Rest angetrockneter Speichel blätterte weiß von ihrer Wange ab. Kurz sah sie Alex durch die verkrusteten Wimpern an, um festzustellen, wer da vor ihr stand, und machte die Augen sofort wieder zu. Ihr Zahnfleisch war geschwollen und gerötet, dort wo ihr vor kurzem zwei Schneidezähne ausgefallen waren.

Wie sollte er es ihr nur sagen?

Sie war doch erst sechs. Erst sechs und noch dazu sehr klein. Obwohl ihre Großmutter ständig am Herd stand, verlor sie in manchen Wochen an Gewicht, anstatt zuzunehmen, und dabei war sie ohnehin viel zu dünn. Was sollte er ihr zu essen geben? Wieder ergriff ihn dieselbe Verzweiflung wie vorhin, als er aufgewacht war und den Brief gelesen hatte. Er blies die Wangen auf und hielt den Atem an, bis das Gefühl verflogen war. *Alles wird gut*, flüsterte er. *Alles wird gut*. Er war vierzehn, wurde nächsten Monat fünfzehn. Und er hatte sei-

ner Großmutter lange genug zugesehen, um zu wissen, was zu tun war. Es würde nicht leicht werden. Luna war nicht gerade ein gehorsames Kind. Sie zu etwas zu bringen erforderte langwierige Verhandlungen, Ablenkungen und manchmal – selbst bei seiner Großmutter – Bestechung.

Alex beschloss, gleich zur Bestechung zu greifen und die Zwischenschritte zu überspringen.

»Wie schade, dass Luna noch schläft, ich esse nämlich gleich Donuts zum Frühstück.«

Sie presste das Gesicht ins Kissen, um einen Jubelschrei zu unterdrücken, und hielt sich die Ohren zu, als könne sie damit verhindern, dass ihre Großmutter sie hörte. Denn dieser Vorschlag verstieß gegen mindestens drei Regeln: (1) Auf dem Schulweg niemals anhalten. (2) Vormittags keinen Zucker essen. (3) Grundsätzlich keine Donuts anrühren.

»Keine Sorge, sie ist nicht da.«

Luna löste sich langsam von ihrem Kissen. Mit ihren braunen Augen musterte sie Alex und suchte nach Hinweisen, wie sie diese ungewohnte Situation deuten sollte. »Wo ist sie?«

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Mom ist mit ihr zu Opa gefahren.«

»Haben sie ihn gefunden?«

Alex hielt inne und wackelte kreisförmig mit dem Kopf, was Luna sicher als »Ja« auslegen würde. Allerdings war die Bewegung missverständlich genug, dass Alex aus dem Schneider war, falls er je am Himmelstor auf seine Ehrlichkeit hin überprüft werden sollte. Er hatte den Brief seiner Großmutter hinter dem Glas mit den Trinkgeldern versteckt, das seine Mutter im hoffentlich vollen Küchenschrank aufbewahrte. (Das meiste Geld hatte sie allerdings mitgenommen, sodass nur etwa eine sechs Zentimeter hohe Schicht Münzen am Boden des Glases zurückgeblieben war). Er berechnete die Zeit, die sie bei durchschnittlich hundert Stundenkilometern

brauchen würden, um die Strecke nach Oro de Hidalgo und zurück hinter sich zu bringen. Der bestmögliche Fall: »Am Freitag sind sie wieder da.«

Luna schwieg, und Alex glaubte kurz, dass sie sich die gleichen Sorgen machte wie er. Ob seine Mutter es schaffen würde, seine Großeltern Maria Elena und Enrique zurück über die Grenze zu bringen. Ob sie überhaupt wiederkommen würden. Doch sie fragte nur, welcher Tag sei.

»Dienstag.«

Sie summte die Wochentage zur Melodie von »Clementine« und zählte sie an den Fingern ab. »Drei Tage.«

»Genau. Drei Tage, in denen wir essen können, was wir wollen. Und nach der Schule zu unseren Freunden gehen.«

Sie hatten keine Freunde, Luna wirkte nicht sehr überzeugt.

Durch die Decken hindurch drückte er ihre Füße und überlegte, wie er sie trösten sollte. »Wir waren doch schon mal ganz allein, weißt du noch?«

Sie nickte, und zum ersten Mal wurde ihr Blick ängstlich. Zu spät fiel ihm ein, dass er genau das Falsche gesagt hatte. Damals hatte er die Kartoffeln nur halb durchgegart, mit dem Ergebnis, dass sie beide Bauchschmerzen bekommen hatten und Luna die ganze Nacht bitterlich geweint hatte. Damals hatte Maria Elena sie nicht absichtlich allein gelassen. Sie und Enrique waren weggefahren und hatten eine Babysitterin angeheuert. Aber das Mädchen war krank geworden und einfach gegangen, und obwohl sie in ihrer Panik Letty angerufen hatten, war diese erst um sechs Uhr morgens nach Hause gekommen.

»Jetzt bin ich älter«, meinte Alex, und weil ihm nichts Besseres einfiel, fügte er hinzu: »Zuckerstreusel?«

Luna musterte ihn forschend. »Holen wir uns wirklich Donuts?«

»Falls du irgendwann mal aufstehst, ja.« Als sie die Arme

ausstreckte, zog er sie hoch und stellte sie auf den Boden.
»Brauchst du Hilfe?«

»Oma hat versprochen, dass ich das Kleid mit den Herzchen anziehen darf. Sie hat gesagt, sie wäscht es.«

»Ich weiß nicht, wo es ist.«

»Aber sie hat es *versprochen*.«

Das war genau die Art von Gespräch, das sich zu einem hysterischen Weinkrampf auswachsen konnte. Die Gegenmaßnahmen nahmen dann gern den ganzen Vormittag in Anspruch. »Warte kurz.«

Er schaute erst in den Schrank, wo seine Großmutter die gebügelte Kleidung aufbewahrte, danach in die Küchenspüle, wo sie die Sachen über Nacht einweichte. Schließlich entdeckte er das Kleid auf dem Trockengestell draußen im Treppenhaus, ausgebreitet auf einem Handtuch.

»Das ist ja noch nass«, stellte Luna fest, als er es ihr gab.

»Dann zieh es eben nass an oder nimm etwas Trockenes.«

»Aber ich will dieses Kleid anziehen. Es soll nicht nass sein.«

Sie packte das Kleid an den Ärmeln und wirbelte es im Kreis herum, sodass der Stoff beinahe sein Gesicht streifte. Alex hielt es fest.

»Hör auf damit. Komm her.« Er kramte Leggings und ein langärmeliges T-Shirt aus ihrer Kommode, zog ihr beides an und streifte ihr zu guter Letzt das feuchte Kleid über den Kopf. »Jetzt merkst du nicht mehr, dass es nass ist.«

Luna rümpfte die Nase. »Warum gehen wir überhaupt in die Schule?«, fragte sie. »Bitte, bitte, bitte, lass uns zu Hause bleiben und fernsehen.«

»Auf gar keinen Fall«, entgegnete Alex. Er und seine Schwester waren so verschieden, er konnte manchmal kaum glauben, dass sie verwandt waren. Andererseits war Alex anders als fast alle Leute, denen er je begegnet war. Während seine Mitschüler in der achten Klasse heimlich hinter ihren

Schulbüchern verbotene Zeitschriften lasen, sich unter dem Pult die Nägel lackierten und den Unterricht nach Kräften boykottierten, erschien Alex jeden Tag bewaffnet mit obskurem Faktenwissen in der Schule, um seine Lehrer zu verblüffen oder zu beeindrucken. Die meisten Informationen hatte er von seinem Großvater, dem einzigen Menschen, der so war wie er. Enrique konnte sämtliche Vogelarten, die auf der pazifischen Zugstraße unterwegs waren, in alphabetischer Reihenfolge aufzählen, eine Fähigkeit, die er von seinem Vater und dieser wiederum von seinem Großvater gelernt hatte. Alex konnte das ebenfalls, und zwar eigentlich schon immer.

Er holte seine Kleider aus dem Schrank und ging ins Bad, um sich umzuziehen. Nachdem er die Tür abgeschlossen hatte, schlüpfte er in das von seiner Großmutter gebügelte weiße Hemd. Die anderen Schüler in der Cesar-Chavez-Highschool nannten ihn wegen seiner Hemden »Mr. CNN«, doch Alex wusste, dass er ganz und gar nicht wie ein Nachrichtensprecher im Fernsehen aussah. Erstens war er zu dünn, und zweitens war seine Nase schneller gewachsen als der Rest seines Gesichts. Aber die Haare waren sein schlimmster Schönheitsfehler, ein beinahe blonder Wuschelkopf, den er vermutlich von seinem Vater geerbt hatte. Alex war ihm noch nie begegnet, hatte jedoch in einem Schuhkarton unter Lettys Bett einen zugeklebten Umschlag gefunden, adressiert an *Wes Riley, 536 Elm Street, Mission Hills, Kalifornien*. Bei seinen Recherchen am Schulcomputer war Alex auf Bilder von einem Mann gestoßen, der beinahe so aussah wie er – blaue Augen, helle Haut, kantiger Kiefer. Auf jedem Foto trug er einen OP-Anzug und hatte ein anderes dunkelhäutiges Baby im Arm. Die Bildunterschriften lauteten »Mumbai«, »Malawi« und »Guatemala-Stadt«. Im Jahr 2005 hatte man ihm irgendeine Auszeichnung verliehen, doch der dazugehörige Artikel war in einer afrikanischen Sprache verfasst, die Alex weder erkannte noch verstand.

Letztlich ließ ihn von all den Dingen, die er über seinen Vater in Erfahrung gebracht hatte, am ehesten die Adresse aufmerken. Er wohnte nämlich gleich auf der anderen Seite der Schnellstraße. Seit Jahren schon malte sich Alex aus, wie er an dem Haus vorbeiging, sein Vater aus dem Fenster schaute, ihn erkannte und umgehend hinausgelaufen kam. Doch es war ihm nie gelungen, sich lange genug Maria Elenas Argusaugen zu entziehen, um sich allein auf den Weg dorthin zu machen. Auch hatte er nie den Mut aufgebracht, seine Mutter nach diesem Mann und den Umständen seiner, Alex', Geburt zu fragen. Hauptsächlich deshalb, weil er ohnehin nie den Mut hatte, seiner Mutter überhaupt irgendwelche Fragen zu stellen.

Gerade putzte er sich hastig die Zähne, als Luna an die Tür hämmerte.

»Alex! Lass mich rein.«

Maria Elena hatte ihre Pausenbrote für die ganze Woche bereits vorbereitet und sie im obersten Fach des Kühlschranks gestapelt. Alle waren beschriftet: ALEX, DIENSTAG, LUNA, DIENSTAG. Dahinter kamen die Mittwoch, die Donnerstage und die Freitage. Im Fach unter den Pausenbroten befanden sich, sorgfältig verpackt und datiert, die Reste einer jeden Mahlzeit, die ihre Großmutter in den letzten beiden Wochen gekocht hatte. Schon ohne die Deckel zu öffnen, konnte Alex sich den Geruch vorstellen, denn vieles davon war inzwischen sicher halb verdorben. Er nahm die Dienstagsbrote, steckte sie in ihre Rucksäcke und überprüfte, ob ihre Turnschuhe noch unten in den Taschen waren, wo sie hingehörten.

Er hörte, dass im Bad die Toilettenspülung betätigt wurde. Das Wasser wurde an- und wieder abgedreht, kurz darauf stand Luna in der Tür. Wasser tropfte ihr von der Stirn, da sie die herausgerutschten Strähnen offenbar zurück in die

Zöpfe gestrichen hatte. Falls ihre Lehrerin aufmerksam gewesen wäre, würde sie sofort bemerken, dass Lunas Haare heute Morgen zum ersten Mal in diesem Jahr nicht frisch geflochten worden waren. Doch Luna war das Letzte, wofür sich die Lehrerin interessierte, vermutlich würde sie das Mädchen den ganzen Tag keines Blickes würdigen.

Alex kramte in dem Trinkgeldglas, angelte einige Vierteldollarmünzen heraus und zog seine Gummistiefel an. Dann reichte er Luna ihre: kniehoch mit rosafarbenen Tupfen. Die Stiefel waren das einzige Kleidungsstück, das man dringend brauchte, um in The Landing zu überleben – und das einzige, bei dem seine Großmutter Wert auf Markenprodukte legte. Luna schlüpfte hinein.

»Es ist noch da, hast du's gesehen?«

»Was?«

Sie bedeutete Alex, ihr zu folgen. Im Zimmer ihrer Großeltern war das Bett wie immer gemacht, die Überdecke straff und ordentlich festgezogen. Allerdings erkannte er sofort, dass sich etwas verändert hatte. Von dem kleinen Kreuz über dem Bett zeugte nur noch der leere Nagel, auf der Kommode seiner Großmutter standen keine Fotos mehr, außerdem glänzte die Oberfläche wie nach der Behandlung mit Möbelpolitur. Alex stellte sich vor, dass sie beim Packen noch staubgewischt hatte. Luna zog ihn durchs Zimmer, wo am Fenster die Werkbank seines Großvaters stand. Sein letztes Kunstobjekt lag noch genauso da, wie er es zurückgelassen hatte.

Sechs Monate lang hatte der Großvater sich mit einem einzigen Federmosaik beschäftigt, der Darstellung eines mexikanischen Bauerndorfes mit kleinen, windschiefen, kreuz und quer angeordneten verputzten Häusern und einer in einen Umhang gehüllten Frau, die zum Vollmond hinaufblickte. Die Frau war zwar im Profil abgebildet und noch jung, aber Alex wusste sofort, dass es seine Großmutter war. Es war immer

seine Großmutter. Die verwendeten Federn waren so fein, dass man das Bild aus der Entfernung mit einem Ölgemälde hätte verwechseln können, jede Feder ein Pinselstrich. In Wahrheit bestand das Mosaik ausschließlich aus unbehandelten Federn, eingelassen in eine dünne Schicht Campeche-Wachs. Schwere Wachsgeruch lag in der Luft und löste in Alex eine große Sehnsucht nach seinem Großvater aus. Danach, wie er sich stets auf den Oberschenkel klopfte, wenn Alex ins Zimmer kam, obwohl er längst viel zu groß war, um noch auf Opas Schoß zu sitzen. Danach, wie er oft mitten in der Arbeit innehielt, aufstand, nach draußen schaute und seinem Enkel, der sich jedes Wort genau einprägte, die Natur erklärte.

Enrique war nun schon seit sechs Wochen in Mexiko, um seiner sterbenden Mutter beizustehen. Und nun waren Maria Elena und Letty ebenfalls fort. Alex trat ans Fenster und blickte in die menschenleere Landschaft hinaus.

Sie waren mutterseelenallein.

Noch mehr allein, als es überhaupt vorstellbar erschien, wenn man bedachte, dass sie nur dreißig Kilometer südlich von San Francisco wohnten. Meistens fiel ihm die Einsamkeit gar nicht auf, und wenn doch, versuchte er, sich die schönen Dinge vor Augen zu halten: die Vögel, die Aussicht, das Wasser. Aber hin und wieder litt er dennoch darunter. Wo war die Zivilisation? Draußen erstreckte sich die Mile Road durch die Sumpflandschaft, verband den Highway 101 mit dem Rand der Bucht und endete an den drei flachen Gebäuden von Eden's Landing. Haus A wie ein typischer Industriebau in einem bräunlichen Pfirsichton gestrichen, Haus B in derselben tristen Farbe, nur eine Schattierung dunkler, Haus C, das dem Wasser am nächsten stand, blassblau wie ein Rotkehlchenei. Ein Stacheldrahtzaun trennte Eden's Landing vom San Francisco International Airport im Norden. Zwischen dem Flughafen und den maroden Mietskasernen von Bayshore im

Süden befand sich nichts als wabernde Sümpfe. In der Nähe gab es auch noch andere Städte, hübsche sogar wie Hillsborough, Burlingame und San Mateo. Doch seit dem Ausbau der Schnellstraße 101 waren The Landing und Bayshore vom Rest der Halbinsel abgeschnitten. Von seinem Platz aus hatte Alex einen guten Blick auf Mission Hills, die wohlhabendste der Vorstädte, gleich auf der anderen Seite der Schnellstraße, und dennoch schienen Welten dazwischenzuliegen.

»Er kommt doch wieder, oder?«, riss ihn Luna mit ihrer Frage aus seinen Gedanken.

Sie betrachtete das Mosaik ihres Großvaters. In dem Ring rund um den Vollmond schimmerte das schokoladenbraune, klebrige Wachs durch, daneben ragten blauschwarze Federn aus einem Umschlag, als warteten sie auf seine Rückkehr.

»Natürlich«, erwiderte Alex.

Obwohl er nicht sicher war.

Kurz vor der Abreise seines Großvaters hatte sich Alex darüber beklagt, dass sie kein einziges von Enriques Werken besaßen. Wie jeden Tag nach der Schule hockte er neben ihm an der Werkbank und sortierte die gestreiften und einfarbigen Federn eines Sumpfaunkönigs. Enrique hatte ernst genickt, aber nicht geantwortet. Und nun war er fort.

Vielleicht hatte er ihnen das Mosaik ja mit einer bestimmten Absicht hiergelassen, dachte Alex, als wortlose Entschuldigung für sein plötzliches Verschwinden.

Als sie endlich die Wohnung verließen, war es schon spät. Die Sonne stand viel zu hoch am Himmel, und Mrs. Starks saß bereits auf ihrem Gartenstuhl vor Haus B und war bei der Hälfte ihrer zweiten Zigarette angelangt. Sie hatte das ganze Haus für sich. Die Wohnung in der obersten Etage (das »Penthouse«, wie sie es nannte) gehörte ihr, ebenso wie die mit Brettern verrammelte Wohnung in der ersten Etage, die sie als ih-

ren »Laden« bezeichnete. Hier stapelte sie die alten Möbel, die sie angesammelt hatte, als sich das Haus allmählich leerte. Sie restaurierte die Sachen, wie sie Alex einmal erzählt hatte – hübsche Dinge, vor allem Antiquitäten, die die Menschen beim Umzug nie hätten zurücklassen sollen. Irgendwann würde sie alles verkaufen und wegziehen. Dann würde sie reich werden, erklärte sie ihm. Sozusagen ihre Fahrkarte, um von hier zu verschwinden. Nur dass das schon vor Jahren gewesen war und sie immer noch Tag für Tag dasaß und rauchte.

»Da ist ja mein kleiner Schmutzfink!«, rief Mrs. Starks, als sie beobachtete, wie Luna über den leeren Parkplatz flitzte.

Eigentlich sollten sie auf den Wegen bleiben, aber Luna tat das nie. Stattdessen machte sie einen großen Schritt vom Beton in den Sumpf und sah zu, wie der Matsch an ihrem Gummistiefel hochkroch, bis ihr Fuß vollständig davon bedeckt war. Sie beugte sich vor, umfasste mit beiden Händen die Henkel und zog daran, bis sich der Stiefel mit einem schmatzenden Geräusch befreite.

»Schon wieder!«, schimpfte Mrs. Starks und klopfte ihre Zigarette an der Plastikarmlehne ihres Stuhls ab, während Luna erst auf dem einen Stiefel, dann auf beiden balancierte und dabei fast bis zu den Knien versank wie auf einer in Zeitlupe fahrenden Rolltreppe. Kurz bevor der Schlamm über den Rand ihrer Stiefel trat und ihre Knöchel durchweichte, sprang sie zurück auf den betonierten Weg.

»Noch zwei Zentimeter, und es hätte dich erwischt.«

So ging es jeden Morgen, bis Maria Elena sich aus dem Fenster lehnte und dem Treiben ein Ende bereitete. Manchmal schritt auch Mrs. Puente aus Haus A ein. Hin und wieder sogar die Brüder Ramirez. Doch wenn die aufkreuzten, wartete Alex Großmutter's Standpauke gar nicht erst ab, sondern hievte Luna flugs selbst auf den Pfad zurück – da konnte sie strampeln und schreien, so viel sie wollte.

»Guten Morgen, Mrs. S.«, rief Alex.

Mrs. Starks betrachtete ihn, neugierig und erstaunt über die Begrüßung, und pustete Rauch aus den Mundwinkeln. »Dir auch einen guten Morgen«, erwiderte sie und blickte erst hinauf zum Fenster und dann wieder in seine Richtung. »Seid ihr spät dran?«

»Dann gehen wir eben schneller.«

»Los, beeilt euch«, sagte sie. Noch einmal schaute sie hinauf zum Fenster.

Maria Elena mochte es nicht, wenn sich die Kinder mit ihr unterhielten, was sie sehr wohl wusste. Manchmal stand sie nach Schulschluss trotzdem außer Sichtweite ihrer Großmutter im Sumpf, einen Sonnenhut tief über ihr langes, strähniges Haar gezogen, die nackten, schlaffen Beine in knappen Shorts, und hielt ein aus einem Wartezimmer stibitztes Pfefferminzbonbon oder eine Karamelle hoch. Obwohl es ein wenig gruselig war, nahmen Alex und Luna die Geschenke stets an und verspeisten sie hastig. Der harte Zucker knackte zwischen ihren Zähnen, während sie die letzten hundert Meter auf ihrem Nachhauseweg zurücklegten.

»Alex!«

Luna hatte zu lange gewartet, ihr rechter Stiefel lief voll. Sie streckte die Arme aus, damit er sie aus dem Wasser holte. In weiser Voraussicht hatte er trockene Socken eingepackt. Er versuchte, sich seine Gereiztheit nicht anmerken zu lassen, als er sie an der Hand packte und daran zog. Aber Luna riss sich zappelnd los. Wasser schwappte oben aus ihrem Stiefel, als sie aufs Ufer zulief.

Alex nahm die Verfolgung auf, wobei er sich an die ausgetretenen verschlungenen Pfade hielt, die The Landing mit dem restlichen Bayshore verband.

Er konnte es sich zwar kaum vorstellen, aber The Landing war nicht immer so menschenleer gewesen. Als die Häuser

noch neu gewesen waren, hatte es in den Wohnungen von Kindern nur so gewimmelt. Ständig wurde jemand vermisst, laut gerufene Namen hallten über die Bucht, und die Antworten schallten überraschend aus irgendwelchen Fenstern oder aus den Sümpfen. Damals hätten sich die Frauen nicht an dem Morast gestört, sagte seine Großmutter. Sie hatten zusammengelegt, ein Dutzend Paar Anglerstiefel gekauft und ihre Kleider mit einem Knoten hochgerafft, bevor sie sich einen Weg zur nächsten Ladenzeile gebahnt hatten. Überall auf der mit Salzwasser getränkten Halbinsel hatte es nach gebratenem Essen gerochen. Alex hatte diese Geschichten so oft gehört, dass sie ihm beinahe fehlten, eine Welt, die er nie selbst miterlebt hatte.

Inzwischen hatte Luna das Wasser erreicht und kletterte auf den in den Fels gehauenen Bootssteg, der das Sumpfgebiet von der Bucht trennte. Auf klatschnassen Füßen, die Arme ausgebreitet wie Flügel, hüpfte sie von einem Felsen zum anderen. Alex war ihr dicht auf den Fersen und rannte sie beinahe um, als sie unvermittelt stehen blieb, sich hinkauerte und etwas aus einer dunklen Spalte zwischen zwei Felsen hervorzog. Sie hielt ihren Fund hoch.

Es war eine Schwanzfeder, fünfundzwanzig bis dreißig Zentimeter lang, die breiten Querstreifen changierten zwischen Mittelgrau und Hellgrau. Die äußerste Spitze der Feder war strahlend weiß.

»Von welchem Vogel ist die?«

»Von einem Eckschwanzsperber.«

Er nahm seiner Schwester die Feder aus der Hand. Einmal hatte Alex mit seiner Großmutter auf dem Wandelgang gestanden und sie gefragt, warum sie geblieben seien, als die Häuser verfielen, alle anderen Familien weggezogen, seine Mutter noch jung war und man sich in The Landing nicht mehr sicher fühlen konnte. Sie hatte geschwiegen und nur in den

Himmel hinaufgeblickt, wo plötzlich wie auf ein Stichwort ein Schwarm Bergstrandläufer erschienen war. Sie waren wegen der Vögel hier. Sein Großvater hatte sich geweigert, seinen Aussichtspunkt direkt unter der pazifischen Zugstraße zu verlassen, wo jeden Herbst und jedes Frühjahr Millionen von Vögeln auf ihren langen Wanderschaften eine Rast einlegten. Nur für Mexiko hatte er eine Ausnahme gemacht.

Alex steckte Luna die Feder ins Haar und sprang von den Felsen.

»Los, komm«, forderte er sie auf und breitete die Arme aus, um sie aufzufangen. »Ich rieche Zucker.«

2



Das Wiedersehen verlief anders als geplant. Als Letty ihre Mutter endlich am Greyhound-Busbahnhof in North Hollywood abging, war Maria Elena erst sehr überrascht und dann so verärgert, dass sie sich weigerte, aus dem Bus auszusteigen oder ein Wort zu sprechen. Sie wollte ihre Tochter nicht einmal ansehen. Letty war so verzweifelt und erschöpft – und zu betrunken, um die Folgen zu überreißen –, dass sie sich dabei ertappte, wie sie ihre Mutter anlog. Nein, sie habe die Kinder nicht allein gelassen, sondern bei Sara, ihrer besten Freundin aus Highschool-Zeiten und einem der verantwortungsbewusstesten Menschen, die sie beide kannten.

Als Maria Elena das hörte, schleppte sie ihren Koffer vom Bus zu Lettys Auto und nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

»Also los, fahren wir«, sagte sie, strich ihr kurzes Haar glatt und zog den Sicherheitsgurt über ihrer steifen Jacke fest. »So geht es schneller.«

Maria Elena wollte, dass ihre Tochter sie den ganzen Weg bis nach Oro de Hidalgo fuhr.

Wie vom Donner gerührt stand Letty auf dem dunklen Parkplatz und überlegte, was sie jetzt tun sollte. Wären ihre Kinder wirklich bei Sara gewesen, hätte es keinen Grund gegeben, ihre Mutter nicht nach Mexiko zu fahren, um ihren Vater zu suchen. Beichtete sie Maria Elena hingegen die Wahrheit, nämlich dass sie losgefahren war, während die bei-

den allein in ihren Betten schliefen, würde ihre Mutter sie wütend nach Hause schicken und sich mit dem Bus über die Grenze aus dem Staub machen – vielleicht für immer.

Sie konnte das unmöglich entscheiden.

Maria Elena hatte auf dem Vordersitz bereits eine Landkarte aufgeschlagen und ratterte Wegbeschreibungen herunter. Letty, zu allem bereit, nur um nicht umkehren und sich allein ihren Kindern stellen zu müssen, stieg wieder ein, ließ den Motor an und gab Gas.

Vier Stunden später näherten sie sich der amerikanisch-mexikanischen Grenze. Obwohl sie in die falsche Richtung unterwegs waren, also die, die niemanden interessierte, hielt Letty den Atem an, als die breite Betonrampe näherkam. Sie hatte keine Ahnung, was sie auf der anderen Seite erwartete. Letty war noch nie zuvor in Mexiko gewesen. Sie war in den Vereinigten Staaten geboren und damit automatisch amerikanische Staatsbürgerin, während Maria Elena und Enrique beide keine gültigen Papiere besaßen. Es würde nicht leicht werden, die beiden zurück nach Kalifornien zu bringen, vorausgesetzt, dass sie ihren Vater überhaupt aufspürten. Letty schob diese Gedanken beiseite und reihte sich in die dahinkriechende Autoschlange ein, die durch die Grenzkontrolle auf die andere Seite rollte.

Man bemerkte den Unterschied sofort. Südlich von San Diego war Kalifornien weit und offen, ein gewaltiger blauer Himmel, getüpfelte Hügel und am Reißbrett entworfene Ortschaften, mitten in der leeren Landschaft aus dem Boden gestemmt. Tihuaana hingegen war beengt. Überall Verkehrsstaus, wimmelnde Passanten und Häuser, deren erste Etagen nicht ganz richtig auf dem Erdgeschoss zu sitzen schienen. Ganze Bündel von Armieisen ragten oben heraus wie dicke schwarze Haare. Letty schlängelte sich durch den Verkehr und

fuhr auf direktem Weg durch die Stadt, bis die Gebäude seltener wurden und sie irgendwann auf dem schmalen Highway allein waren.

»Bist du sicher, dass das die richtige Straße ist?«, fragte Letty ihre Mutter.

»Es ist die richtige«, erwiderte Maria Elena und konsultierte ihre Landkarte. Sie maß die Entfernung mit dem Daumen ab. »Etwa hundertfünfzig Kilometer geradeaus.«

Letty betrachtete die brettebene Wüste durch die Autofenster. Es war schon fast Morgen. Jede Minute und viele Kilometer entfernt würden Alex und Luna allein in der leeren Wohnung aufwachen, aus dem Bett klettern und Lettys hingekritzelte Unterschrift unter Maria Elenas Brief entdecken. Am Himmel zeichneten sich grellrosafarbene Wirbel ab, und Letty wurde übel. Was tat sie da? Sie musste umkehren und nach Hause fahren. Nur was nützte das schon? Alex und Luna brauchten nicht sie, sondern ihre Großmutter. Seit fast fünfzehn Jahren zog Maria Elena ihre Enkel nun schon groß, wiegte sie durch lange, durchweinte Nächte und fütterte sie mit Babyfläschchen aus Fertigmilch, während Lettys Brüste unter der Dusche ausliefen. Sie hatte ihnen das Sitzen, Stehen, Gehen und Sprechen beigebracht. Wenn Letty allein nach Hause kam, würden ihre Kinder entsetzt, ja, sogar verängstigt sein, und dieser Gedanke sorgte letztlich dafür, dass ihre Finger weiter krampfhaft das Lenkrad umfassten und ihr Fuß das Gaspedal durchtrat.

Maria Elena schreckte neben ihr zusammen. Letty folgte dem Blick ihrer Mutter zu dem langen, bunt gestrichenen Zaun, der am Straßenrand das Nichts vom Nirgendwo trennte. In regelmäßigen Abständen waren sargförmige Kästen daran angebracht, auf die jemand mit einer Schablone farbenfrohe Zahlen geschrieben hatte – 2002: 371, 2003: 390. Sie reichten bis ins Jahr 2012.

Die Todesfälle beim Überqueren der Grenze.

»Schau nicht hin«, sagte Letty rasch. Ihr Magen krampfte sich zusammen, sie nahm ihren Pass aus dem Handschuhfach und stopfte ihn vorne in ihre Jeans. Seine Ecken bohrten sich spitz und beruhigend in ihren Bauch. »Daddy geht es gut.«

»Ihm kann es gar nicht gut gehen, sonst wäre er längst nach Hause gekommen«, entgegnete Maria Elena. Nach einer langen Pause fügte sie hinzu: »Warum hat er nicht wenigstens mal angerufen?«

Das hatte sich Letty auch schon gefragt. In ihrem Haus gab es keinen Festnetzanschluss mehr, seit ein Unwetter vor fünf Jahren den Telefonmasten umgerissen hatte. Doch er hätte sie mobil erreichen können oder in der Arbeit oder im Sekretariat der Schule ihrer Kinder eine Nachricht hinterlassen können.

»Vielleicht hat er meine Nummer vergessen«, meinte sie. »Oder das Geld ist ihm ausgegangen.«

»Wenn er noch lebt, bringe ich ihn um. Mich zu zwingen meine Babys allein zu lassen.«

Meine Babys. Die Worte trafen Letty wie ein Schlag, ein winziger Stich, weil sie überaus wahr waren. Alex und Luna waren wirklich die Babys ihrer Mutter, und sie hatte die beiden im Stich gelassen.

Während der Fahrt wanderten Lettys Gedanken zurück zum Anfang, als es wirklich das Beste gewesen war, dass Maria Elena sich der Kinder angenommen hatte – oder zumindest Alex'. Letty war noch minderjährig gewesen, außerdem verzweifelt und von einem gebrochenen Herzen geplagt, weshalb sie ihren Kummer im Alkohol zu ertränken versuchte. In Bayshore wimmelte es von Mädchen wie ihr, die jeden Abend durch die Kneipen zogen, ihre Neugeborenen zu Hause ließen und tanzten, um ihre Figur wieder in Form zu bringen. Maria Elena beklagte sich nicht. Sie hatte sich immer eine

große Familie gewünscht, aber nur ein Kind bekommen können: Letty. Daher dauerte es ein ganzes Jahr, bevor sie ihrer Tochter in den Arm fiel, ihre hochhackigen Lieblingsstiefel versteckte und ihren Lippenstift unten an der Hülse abbrach. Als Letty sah, wie die gedrungene Gestalt ihrer Mutter die Wohnungstür versperrte, hatte sie eigentlich mit einer Gardinenpredigt über die Mutterschaft gerechnet. Stattdessen hatte Maria Elena ihr eine gebügelte Bluse und einen eben solchen Rock in die Hand gedrückt und sie aufgefordert, sich einen Job zu suchen. Enrique habe sich den Rücken verrenkt. Sie seien jetzt eine vierköpfige Familie. Außerdem gebe es in Mexiko eine Großmutter und unzählige Tanten, Onkel und Cousinen, die auf ihre finanzielle Unterstützung zählten. Also müsse jemand das Einkommen erwirtschaften, das ihr Vater nicht mehr verdienen könne.

Beim Zuhören war Letty kurz enttäuscht gewesen, immerhin war Alex ihr Sohn. Doch ehe sie das Gefühl richtig zu fassen bekam, trat Erleichterung an seine Stelle. Sie hatte keine Ahnung von Kindererziehung, und allein sich mit ihrem winzigen, hilflosen Sohn im selben Raum aufzuhalten machte sie schon nervös. Also war sie losgezogen und hatte erst einen Job, dann noch einen und schließlich einen dritten gefunden, während Maria Elena zu Hause blieb. Diese Vereinbarung hatte fünfzehn Jahre lang gehalten und hätte sicher auch weiter Bestand gehabt, wäre Enrique nicht zu seiner sterbenden Mutter gefahren und nicht zurückgekehrt.

Warum konnte er nicht einfach nach Hause kommen?, stöhnte Letty lautlos auf.

Maria Elena hatte alles für seine Reise arrangiert. Sie hatte ihm eine Busfahrkarte nach Morelia gekauft und alle ihre Ersparnisse einem Schlepper namens Benny übergeben, um Enriques illegale Rückreise in die Vereinigten Staaten sicherzustellen. Dann hatte sie Enrique ganz genau erklärt, wo und

wann er sich mit Benny treffen sollte, und zwar so oft, dass sogar Luna die Anweisungen wiederholen konnte.

Doch am Vortag war Benny ohne ihren Vater wieder aufgetaucht. Noch dazu hatte er sich geweigert, das Geld herauszurücken.

Letty trat heftig auf die Bremse.

Maria Elena keuchte, weil ihr der steife Sicherheitsgurt die Luft abschnürte. »Was machst du da?«

Ja, was machte sie da eigentlich? Ihr Vater konnte überall und nirgendwo sein, während ihre Kinder allein zu Hause saßen. »Richtig«, entgegnete Letty, plötzlich wütend. »Was machen wir da? Warum sind wir hier?«

»*Ich* bin hier, weil mein Mann mich braucht«, herrschte Maria Elena sie an. »Warum du hier bist, weiß ich nicht.«

Letty sackte hinter dem Lenkrad zusammen. *Ich bin hier, weil ich keine Ahnung habe, wie ich meine Kinder versorgen soll*, dachte sie, *und weil es unfair von dir ist, es auf einmal von mir zu erwarten, nachdem du fünfzehn Jahre lang überhaupt nichts von mir verlangt hast.*

Aber Letty verkniff sich die Bemerkung. Nach langem Schweigen wies sie mit dem Kopf in Richtung des Zauns, der inzwischen aufgehört hatte. »Ich bin hier, um zu verhindern, dass du eine Nummer an diesem Zaun wirst.«

Neben ihnen endeten stillgelegte Eisenbahngleise in einem Hain aus windschiefen Kakteen. Seufzend stellte sich Maria Elena auf eine lange Autofahrt und darauf ein, dass ihre Tochter uneingeladen neben ihr saß.

Sie fahren und fahren und fahren. Als Letty nicht mehr konnte, bog sie in ein Weizenfeld ein und schlief. Ihre Albträume liefen ab wie eine Diashow, in der sie alles durchlebte, was zwei Kindern allein in einer leeren Wohnung zustoßen konnte: ein abgerutschtes Brotmesser, ein Stromschlag, ein

Sturz über drei Stockwerke in die Tiefe aus einem Fenster ohne Fliegengitter oder – im schlimmsten Fall – das herrische Klopfen eines Jugendamtsmitarbeiters an der Tür. *Nicht aufmachen*, murmelte sie und malte sich förmlich gekleidete Sozialarbeiter und sogar Entführer aus. Vor ihnen ging die Sonne auf, doch selbst im Wachzustand spulten sich die Bilder weiter ab: ein Sturz kopfüber die Treppe hinunter, in den Speichen geliehener Fahrräder eingeklemmte Zehen und, die größte Angst, die Bucht. Verlockend blaues Wasser, das ihre Knöchel umspülte und plötzlich tief wurde, der eine wollte den anderen retten, zwei kleine Leichen wurden hinaus aufs Meer getrieben. Konnten die beiden überhaupt schwimmen? Sie hatte keine Ahnung.

Wie hatte es nur dazu kommen können? Erst gestern war sie noch Klassenbeste gewesen, mit der Aussicht, aufs College zu gehen. Und gefühlt nur einen Tag später lag sie fünfhundert Kilometer entfernt von ihren Kindern auf dem Boden, eine Abendschulabbrecherin mit zwei Verurteilungen wegen Alkohols am Steuer, die nicht einmal wusste, ob ihre eigenen Kinder schwimmen konnten. Letty kannte die Antwort nicht. Es war schleichend passiert, auch wenn es sich anfühlte, als sei alles gleichzeitig über sie hereingebrochen, eine Verschiebung der Erdplatten, ein freier Fall. Der Himmel über ihr schwankte mehrfach hin und her, und sie malte sich aus, dass der Sauerstoff von den Rändern der Welt troff wie Wasser, bis sie benommen und voller Panik in einem Feld mit dürrerem Gras ertrank.

Plötzlich hob sich Maria Elenas Gesicht von dem blauen Himmel ab. Sie sah älter aus, als Letty sie in Erinnerung hatte. Ihr sonst stets makellos steifgespraytes Haar lag an einer Seite platt am Kopf an, und Altersflecken, die Letty bisher nie bemerkt hatte, bedeckten in der Morgensonne wie Fingerabdrücke ihre Haut.

»Können wir weiter?«

Es ging nicht. Sie war nicht einmal in der Lage aufzustehen.

»Ich finde, wir sollten umkehren«, erwiderte Letty. Allmählich wurde es absurd. Während ihre Mutter im Auto geschlafen hatte, hatte sie endlich versucht, Sara anzurufen, nur um festzustellen, dass ihr Telefon in Mexiko nicht funktionierte.

»Du bist bloß müde.« Es war klar, dass Maria Elena »verkatert« meinte, das Wort allerdings nicht aussprach. Aus einer Papiertüte beförderte ihre Mutter eine Puddingrolle zutage, wie sie sie immer buk, wenn jemand in der Familie Fieber hatte. Es passte zu ihr, so etwas den ganzen Weg bis hierher griffbereit in ihrer Tasche mit sich herumzuschleppen.

»Hier«, sagte Maria Elena, reichte Letty das Gebäckstück und zog sie auf die Füße. »Wir sind fast da. Wir werden ihn finden, und dann kehren wir um und fahren alle zusammen nach Hause.«

Letty schob sich eine Haarsträhne hinters Ohr und stellte sich vor, wie es sein würde, ihren Vater anzutreffen, sei es in seinem Elternhaus oder auf dem kleinen Marktplatz, während er voller Angst versuchte, seine Rückreise in den Norden in die Wege zu leiten. Seine Erleichterung, wenn er bemerkte, dass sie gekommen waren, um ihn abzuholen. Sie spürte, wie ihr der Gedanke neue Kraft verlieh.

Sie mussten weiter. Schließlich waren sie fast da.

Nur, dass sich *fast da* als weitere acht Stunden Autofahrt entpuppte. Maria Elena sank tiefer in ihren Sitz, und ihr Körper entspannte sich, als sie allmählich die Landmarken ihrer Jugend passierten – die Avocadofelder und Zitronenhaine, die Kirchen mit den Kuppeldächern und die Marktplätze. Hin und wieder sagte sie etwas wie: »Ob Tia Juanita wohl ihre Augen hat behandeln lassen?« Oder: »Jetzt werde ich endlich Cristinas Zwillinge kennenlernen, obwohl die inzwischen längst erwachsen sind.« Letty schwieg und hielt sich wortlos

an die Wegbeschreibung ihrer Mutter: Highway 15 bis 15 D, dann bis 5, durch Guadalajara und Ocotlán und La Barca, vorbei an den Wegweisern nach Zamora, Zacapu und Morelia. Just als sie das Gefühl überkam, dass sie keinen einzigen Kilometer mehr weiterfahren konnte, sah sie es endlich: ein staubiges Hinweisschild, das windschief in der sandigen Erde steckte.

»ORO DE HIDALGO«, stand da, »AUSFAHRT 19 C.«

Das Haus der Familie Espinosa war sogar noch größer, als Letty es sich in ihrer Kindheit ausgemalt hatte: drei Stockwerke, verputzt und überwuchert mit rankenden Pflanzen, die an den Wänden emporwuchsen und rings um die Speicherfenster in Blüte standen. Früher einmal war es ein prachtvolles Anwesen gewesen, doch als sie ihrer Mutter den Weg hinauffolgte, stellte sie fest, dass es ganz eindeutig schon bessere Zeiten gesehen hatte. Der Garten war von Unkraut überwuchert, und ein zwei Meter hoher Haufen aus Müll und zerbrochenen Möbelstücken hielt die Überreste des vermoderten Zauns aufrecht. Der berühmte Swimmingpool an der Seite des Hauses war nichts weiter als ein gewaltiges leeres Loch mit rissigen blassgrauen Wänden.

Maria Elena schob die schwere Eingangstür auf. Drinnen sah es genauso aus, wie Lettys Vater es immer beschrieben hatte. Die breite Treppe aus Marmor, in den vierziger Jahren aus Italien importiert und auf beiden Seiten mit goldenen Geländern ausgestattet, führte zum Treppenabsatz im ersten Stock hinauf. Als Kind hatte Letty keinen Begriff von so viel Eleganz und Leere gehabt, und nun erstreckte beides sich rings um sie herum in alle Richtungen.

Sie schritt über den Betonboden, der einmal von einem dicken Teppich bedeckt gewesen war, und betastete den bröckeligen Gips rings um den Kamin, den früher ein marmor-

nes Sims geziert hatte. Durch das Esszimmerfenster sah sie die Zitronenhaine, die Hektar um Hektar verkauft worden waren. Dabei erinnerte sie sich an die vielen Geschichten ihres Vaters über jene Jahre, als sie den Pool noch aufgefüllt hatten. Die Jungen aus den benachbarten Dörfern seien stundenlang zu Fuß gegangen, nur um den ganzen Tag darin zu schwimmen, und hätten sogar im Zitronenhain übernachtet, nur damit sie am Morgen noch ein paar Runden drehen konnten. All das war vor Kriegsende gewesen, ehe die unverkauften Federmosaiken von Lettys Großvater sich auf dem Speicher gestapelt hatten. Lange bevor die Familie sich gezwungen gesehen hatte, alles im Haus zu veräußern, was nicht niet- und nagelfest war. Die Welt der Kunst sei eben launisch, lautete Enriques einzige Erklärung dafür. Federn seien nicht mehr in Mode gewesen, also sei ihm nichts anderes übrig geblieben, als zu gehen. Das einzige Kind eines einst berühmten Künstlers war mit seiner jungen Frau in den Norden gezogen, wie seine Freunde, die sich in San Francisco als Tagelöhner durchschlugen. Enrique hatte eine Stelle in einer Landschaftsgärtnerei gefunden und genug verdient, um seine Familie zu ernähren und außerdem ein bisschen Geld nach Hause zu schicken. So lange, bis sein Rücken nicht mehr mitgemacht hatte, weshalb Letty die Rolle der Hauptverdienerin zugefallen war. Seit Jahren schon schickte sie Geld nach Mexiko, doch es war offenbar nicht annähernd genug, um ein herrschaftliches Anwesen wie dieses instand zu halten.

Letty wurde von einem lauten Scheppern aus ihren Gedanken gerissen. Sie drehte sich nach dem Geräusch um, durchquerte das leere Esszimmer und ging durch einen langen Flur hinunter in die Küche.

Da war er. Ihr Vater saß am Küchentisch, umgeben von einem Haufen aus Federn in Gelbgrün, Olivgrün, Tannengrün und Hellgrün. Die Gläser, in die er die Federn nach den

verschiedenen Grüntönen einsortierte, waren an der Tischkante aufgereiht, und eines von ihnen war zu Boden gefallen. Maria Elena kniete neben ihm und sammelte mit bloßen Händen die Scherben ein.

»Ist alles in Ordnung?«, wandte sich Letty an ihren Vater. »Wo ist Oma?« Es war seltsam, jemanden, dem sie nie begegnet war, »Oma« zu nennen. Doch die Bezeichnung stimmte.

Maria Elena blickte von den Glasscherben auf und schüttelte ernst den Kopf. Dann wies sie auf die Anrichte, wo ein Zeitungsausschnitt voll Wasserflecken lag. Unter einem Foto von Lettys Großmutter als junge Frau stand ein Absatz auf Spanisch, der ihr Leben behandelte. Es war eine Todesanzeige von vergangener Woche.

»Oh, mein Beileid.« Letty ging zu ihrem Vater hinüber.

Überall lagen Federn herum, nicht nur auf dem Tisch, sondern auch auf der Bank und dem Fußboden. Die roten, orangefarbenen und gelben Häufchen erinnerten an Farbkleckse. Sanft legte sie ihm die Hand auf die Schulter.

Enrique nahm es mit einem Nicken zur Kenntnis, doch ehe sie etwas erwidern konnte, richtete sich Maria Elena auf, die Hände voller Scherben.

»Er sagt, er möchte hierbleiben.«

Das war zu viel, um es auf einmal zu verarbeiten. Ihre Großmutter war tot, ihr Vater lebte und war offenbar wohl auf, er wollte nicht mehr nach Hause.

»Was soll das heißen? Er kann doch nicht ganz alleine hierbleiben.«

»Erklär es ihr«, forderte Maria Elena ihn auf.

Ihr Vater wich Lettys Blick aus und sah stattdessen Maria Elena an. »Du bist mein Leben«, stellte er fest. »Du bist mein Ein und Alles.«

Ihre Mutter betrachtete ihn. Auch mit fünfundsechzig war er noch attraktiv: die glatte Haut ordentlich rasiert, die

Augen so blau wie einst das Wasser im Pool, der Blick unverändert eindringlich. Maria Elena warf die Scherben in den Müll, räumte sich ein Plätzchen auf der Bank frei und ließ sich schwer neben ihrem Mann nieder. Letty beobachtete, wie die weggeschobenen Federn zu Boden segelten.

Endlich drehte ihre Mutter sich zu ihr um. »Er möchte, dass ich bei ihm bleibe.«

Völlig verdattert stand Letty da und versuchte, die Worte ihrer Mutter zu begreifen. Mit einem Mal war alles sonnenklar. Natürlich. Enrique hatte die Rückfahrt in den Norden nicht verpasst, sondern absichtlich nicht angetreten. Seit sie denken konnte, hatte ihr Vater wieder nach Mexiko ziehen wollen, und in den letzten Jahren waren seine Bitten drängender geworden. Oro de Hidalgo war seine Heimat. Hier lebte seine Familie seit Generationen, und seine Verwandten waren noch immer vor Ort. Von den zwölf Häusern, die den winzigen Marktplatz säumten, waren elf von den Espinosas bewohnt. *Es wird Zeit*, hatte er mehrfach morgens beim Kaffee gesagt, wenn er glaubte, dass Letty noch schlief. Stets hatte Maria Elena widersprochen und als Begründung Letty und ihre Kinder angeführt. Enrique hatte protestiert. *Sie ist schon erwachsen*, beharrte er. *Sie braucht uns nicht mehr*.

Er irrte sich. Letty wusste das und Maria Elena auch, doch die Debatte hatte angedauert. Nun lag alles auf der Hand. Die Krankheit seiner Mutter hatte ihm endlich einen Anlass geliefert, nach Mexiko zurückzukehren. Er würde ganz sicher nicht wieder von hier fortgehen.

Er konnte gerne bleiben, wenn er wollte, dachte Letty. Aber dass Maria Elena bei ihm blieb, kam nicht in Frage. Sie hatte nicht den halben Kontinent durchquert, um ohne ihre Mutter nach Hause zu kommen.

»Du bleibst nicht hier«, verkündete sie und sah ihrer Mutter in die Augen.

Maria Elena schwieg.

»Sie können uns jederzeit besuchen«, schlug Enrique vor.
»Wir füllen den Pool auf.«

Maria Elena starrte auf die Tischplatte. Wenn sie dabei am Leben geblieben wäre, hätte ihre Mutter ihr Herz zweigeteilt und eine Hälfte zurück nach Kalifornien geschickt, das wusste Letty. Dann hätte sich die eine Hälfte um ihre Tochter und ihre Enkel gekümmert, während die andere ihren Lebensabend hier bei ihrem Mann verbrachte. Nur ging das leider nicht. Sie musste eine Wahl treffen. Der Raum drehte sich um Letty, als ihr zum ersten Mal klar wurde, dass ihre Mutter sich womöglich nicht für sie entscheiden würde.

»Nein, nein, nein!«, rief Letty aus. »Du darfst mich nicht allein lassen. Ohne dich komme ich nicht zurecht.«

»Falls das so ist, ist es meine Schuld.« Als Maria Elena ihren Mann betrachtete, zeichneten sich Vorwurf und Schicksalsergebenheit auf ihrem Gesicht ab. »Dein Vater ist der Meinung, dass ich dein Leben ruiniert habe.«

»Du *bist* mein Leben«, sagte Letty und erkannte im nächsten Moment, dass das exakt die Worte ihres Vaters von vorhin waren. Allerdings klangen sie aus dem Mund einer dreiunddreißigjährigen Frau, noch dazu an die eigene Mutter gerichtet, ziemlich kläglich.

Seufzend wandte sich Enrique zum ersten Mal an Letty. »Baby, Baby, Baby«, murmelte er.

Er hatte sie früher immer »Baby« genannt, bis zu dem Moment, als man ihr die Schwangerschaft ansah, und den Kosenamen seitdem nicht mehr verwendet. Als Letty ihn nun hörte, schnürte es ihr die Kehle zu. Sie kniff die Augen zusammen, um die Tränen zu unterdrücken.

»Du hast zwei wunderschöne, traumhafte Kinder zur Welt gebracht. Sie haben es verdient, eine Mutter zu haben.«

»Wirklich? Eine Barkeeperin ohne richtigen Schulabschluss,

dafür aber mit zwei Verurteilungen wegen Trunkenheit am Steuer? Denkst du, sie hätten das verdient?»

»So darfst du nicht reden«, widersprach Maria Elena. »Das bist nicht du. Du bist niemals so gewesen.«

»Oh doch, das bin ich. Sie brauchen *dich*.«

Maria Elena sah Enrique auf eine Weise an, die in Letty schon immer ein leicht flaes Gefühl ausgelöst hatte. Es war ein Blick, der außerhalb von Kirchenmauern nichts zu suchen hatte. Als er die Arme ausbreitete, lehnte sie sich an seine Brust. Letty spürte, dass sie verlieren würde. Panisch zermarterte sie sich das Hirn nach irgendetwas, um ihre Mutter umzustimmen – und landete bei ihren Kindern.

»Sie sind mutterseelenallein«, sagte sie. »Und zwar gerade in diesem Moment.«

Maria Elena machte sich von Enrique los. »Was soll das? Sie sind doch bei Sara.«

»Nein, sind sie nicht. Ich habe sie allein gelassen.«

Das war grausam, aber ihre letzte Chance. Maria Elena machte ein Gesicht, als habe man ihr die Eingeweide herausgerissen und sie auf dem Tisch ausgebreitet, ein Gewirr aus Farben, das so verschlungen und offen dalag wie die Federn. Das war unfair gegenüber ihrer Mutter, nach allem, was sie für ihre Enkelkinder und davor siebzehn Jahre lang für Letty getan hatte. Maria Elena war immer eine gute Mutter gewesen. Während die anderen Kinder in The Landing im Treppenhaus Instantnudeln verspeisten und sich bis nach Mitternacht herumtrieben, weil ihre Eltern zu betrunken oder zu sehr mit Drogen vollgepumpt waren, um sie zu versorgen, aß Letty *pozole* und heiße Tortillas am Küchentisch und ging stets pünktlich ins Bett. Sie hatte alles, was sie brauchte. Dass sie als Minderjährige Mutter geworden war und nichts aus ihrem Leben gemacht hatte, war ihre eigene Schuld. Und nun musste Maria Elena die Folgen ausbaden.

Doch so ungerecht es auch sein mochte, Letty durfte jetzt nicht lockerlassen. Sie schaute ihrer Mutter direkt in die Augen. »Bitte.«

Letty war mit der Aufgabe überfordert. Maria Elena wusste das.

Nichtsdestotrotz schüttelte ihre Mutter den Kopf. Zorn und das Gefühl, verraten worden zu sein, ballten sich zu einer abgrundtiefen Enttäuschung zusammen.

»Du schaffst das schon«, verkündete Maria Elena schließlich. »Dein Vater hat recht. Du kannst es.« Bei diesen Worten wanderte ihr Blick durch die leere Küche.

Letty erkannte, wie sehr ihre Mutter daran glauben wollte, obwohl sie es offenbar nicht tat. Sie schloss die dunklen, müden Augen und presste zwei Finger auf die schmerzenden Lider. »Ich fahre nicht ohne dich nach Hause.«

Wieder schüttelte Maria Elena den Kopf. »Letty, bitte. Du hast dein ganzes Leben noch vor dir. Du musst dich ihm nur stellen.«

»Das kann ich nicht. Ich habe dir gesagt, dass ich es nicht kann, und so ist es auch.«

»Doch, du kannst es.«

Mühsam öffnete Letty die Lider, und sie starrten einander an, zwei braune Augenpaare, die sich gegenseitig fixierten. Plötzlich sprang Maria Elena auf, packte ihre Tochter an beiden Händen und zerrte sie mehr oder weniger durch die Küche und den Flur hinunter bis zur Haustür. Einen Moment lang glaubte Letty schon, dass sie sie überredet hatte – sie würde ihre Mutter ins Auto ziehen, und dann würden sie zusammen nach Hause fahren. Stattdessen stieß Maria Elena ihre Tochter nach draußen.

Nach einem letzten flehenden Blick auf Letty ließ sie ihre Hände los und knallte ihr die Tür vor der Nase zu.